

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 7.

Berlin, Montag den 15. Januar

1838.

### Frankreich.

#### Licht- und Schattenseiten unserer Civilisation.

Von Mich. Chevalier.

Daß die Civilisation in unseren Tagen wunderbar rasche, großartige und folgenreiche Fortschritte macht, — je nun, das leugnet Keiner. Wie die Künste, die Bequemlichkeiten des Lebens sich täglich mehren und vervollkommen, das fällt Jedem in die Augen. Die gewaltigsten Kräfte der Natur sind dem Menschen dienstbar geworden und müssen für ihn arbeiten. Industrie, Production, Consumption, rascher Vertrieb, Erwerb und Genuß, — so heißt die Lösung in unserer geschäftigen Zeit. Die Länder und Völker sind einander näher gerückt, jeder Thätigkeit tausend Wege geöffnet; die reichlichsten und vollkommensten materiellen Resultate werden mit geringem Kraftaufwande erzielt. Das Loos der niederen Volksklassen hat sich gebessert, sie haben an Kenntnissen und Bildung zugenommen; viele Lebensgenüsse und geistige Befähigungen, woran sonst nur die Reichen und die Vornehmen Antheil hatten, sind jetzt ein Gemeingut Aller geworden. Ja, es läßt sich zuversichtlich prophezeien, daß die Entdeckung und Benutzung der Dampfkraft eine neue Aera in der Geschichte der Menschheit herbeiführen, den Menschen im vollen Sinne des Wortes zum Herrn der Erde machen wird. *Reverum novus nascitur ordo.* — Dürfen wir unbedingt in dies Loblied auf die neue, auf die kommende Zeit einstimmen? Ist der Fortschritt der Civilisation nur durch materielle, nicht auch durch moralische Erfordernisse bedingt? Wenn das Volk sich besser nährt und kleidet, wenn es mehr fabriziert und mehr liest, als vor hundert Jahren, ist darum wirklich mehr Glück in die Welt gekommen? In unserem Leben herrscht mehr Comfort, mehr Verfeinerung, mehr Luxus, in unserem Gehirn stecken mehr Kenntnisse, mehr Ideen; aber sind darum unsere Herzen zufriedener, ist es um unsere Seelen besser bestellt? Was sagen uns die Jahrbücher der Kriminal-Gerichtshöfe und die Register der Findelhäuser? Nimmt wirklich in dem Maße, wie diese neue Civilisation sich ausbreitet, auch die Immoralität zu? Das sind sehr ernste Fragen, Lebensfragen für die Zukunft unserer Gesellschaft. Hier sind die gefährlichen Untiefen, die Klippen, an denen wir scheitern können; indes da man zeitig genug darauf aufmerksam geworden ist, so steht auch zu hoffen, daß man ihnen auszuweichen wissen wird. Wir haben die Aufgabe, die Reform zu reformiren, d. h. sie durch sittliche Kräfte zu läutern und zu befestigen.

Die Civilisation muß sich auch noch Vorwürfe anderer Art gefallen lassen. Alle diese Wunder der Mechanik, heißt es, alle diese Resultate, die der menschliche Verstand und Scharfsinn erzielt und worauf er so stolz ist, — wohin werden sie am Ende führen? Sie werden alle Mannigfaltigkeit, alle Poesie aus der Welt bannen, alle Eigenthümlichkeiten zerstören und nichts übrig lassen, als eine kahle, reizlose Eintönigkeit und Eintönigkeit. Wenn alle Völker unter einander gemengt, wenn alle Schranken zwischen Staaten und Provinzen, zwischen Städten und plattem Lande, zwischen Stand und Stand niedergedrückt seyn werden, wenn das Leben der Menschen sich auf unermesslichen Strecken überall gleich gestaltet, wird es dann schöner, besser seyn, als jetzt? Es ist löblich, alle drückende Ungleichheiten aus den gesellschaftlichen Ordnungen und Verhältnissen zu entfernen; aber wenn man gar keine Verschiedenheit bestehen lassen will, so benimmt man auch dem Leben seine bunte Vielgestaltigkeit, man führt einen Zustand herbei, wo Gemüth und Phantasie darben müssen, und man erweist den Seringen und Niederen, die man aus ihrem stillen umfriedeten Daseyn herausreißt, einen schlechteren Dienst als den Hochgestellten, für welche das Aufgeben dieses und jenes alten Vorrechtes oder Anspruches eher ein Gewinn als ein Verlust ist. Wo Alles über einen Leisten geschlagen, in eine Form gegossen wird, da muß zuletzt auch die freie Entwicklung der Persönlichkeit, die Selbstständigkeit und Originalität der Charaktere beeinträchtigt werden, und wie sieht es dann um die Freiheit aus? Hüten wir uns, daß aus der Gesellschaft kein Mechanismus, aus dem Staate keine Werkstatt wird, wo der Einzelne nicht mehr zu bedeuten und zu verrichten hätte, als ein Schiffchen am Webstuhl oder ein Stifchen an einer durch Dampfkraft umgetriebenen Walze. Wenn die Masse der sogenannten positiven Interessen alle Seelenkräfte in Anspruch nimmt, muß nicht alles Gemüth und alle bessere

Empfindung darunter ersticken? Was wird Familie, Vaterhaus und Vaterland noch zu bedeuten haben, wenn es auf der ganzen Erde keine Fremde mehr giebt, wenn das halbe Menschengeschlecht beständig auf Eisenbahnen und Dampffahrzeugen unterwegs ist, wenn man eine Tour zu den Antipoden macht, wie jetzt nach der Schweiz und nach Italien? Alle Bande des Lebens müssen sich auflösen: die Cohäsion wird immer schwächer, die Expansion immer gewaltiger werden, und am Ende wird die Erde nicht Raum genug für dieses Geschlecht haben. Jeder reisende Handlungsdienner wird klagen, wie weiland Alexander der Große, die Welt sey ihm zu eng.

In Nord-Amerika hat sich die Civilisation, von welcher hie die Rede ist, auf weitem Raume, ohne Hemmnis, am freiesten und umfassendsten entwickelt; dort muß man sie in ihrem Wesen studiren. Noch nie, seit Menschengedenken, hat ein Volk sich in so unglaublich kurzer Zeit über solche Länderstrecken, nicht erobernd, sondern anbauend verbreitet, die Wildniß mit so siegreicher Kraft gelichtet, so zahlreiche und gewaltige Bauwerke ausgeführt. Das thun die großen Zauberkräfte, die den alten Republiken unbekannt waren: die Eisenbahnen, die Dampfboote, die Kanäle, die Banken, die Zeitungen, die Elementarschulen und vor Allem das nüchtern-praktische Prinzip ihrer Demokratie, das self-government. Zu dem großen Erie-Kanal, dem ersten in Amerika, wurde der Grundstein am 4. Juli 1817 gelegt. Jetzt nach zwanzig Jahren haben die Amerikanischen Kanal- und Eisenbahn-Linien eine Länge-Erstreckung von über 3000 Meilen, mehr als in ganz Europa zusammengenommen. Ein Amerikaner, aus Cincinnati im Staate Ohio, beschreibt, was binnen weniger als 30 Jahren unter seinen eigenen Augen vorgegangen ist, mit folgenden Worten: „Als ich jung war, gab es auf dem Ohio keine andere Fahrzeuge, als kleine Kähne, worin zwei Männer saßen, einer vorn, einer hinten, und sich mit Stangen fortruderten. Dann wurden die Steuerboote mit Kiel und Planken eingeführt: das galt für eine ganz außerordentliche Neuerung und Verbesserung, für das non plus ultra aller Erfindungen. Aus späterer Zeit erinnere ich mich, wie in Pittsburg die Leute zusammentrafen, wenn im Frühjahr, nach dem Hochwasser, die Kanadischen Boote nach Saint-Louis hinunterfahren; man sprach hernach das ganze Jahr davon. Damals dauerte die Fahrt den Ohio stromauf von Natchez nach Pittsburg im günstigsten Falle vier Monate, und man war fest überzeugt, es könnte auch mit dem besten Schiffe nicht schneller gehen. Wenn die Schiffer von dieser weiten Reise zurückkamen, schwangen sie sich von ihren Fahrzeugen ans Land mit einem Stolz, mit einem Selbstgefühl, wie heimkehrende Argonauten oder wie Colombo's Gefährten nach der Entdeckung von Amerika. Jetzt giebt es keine Schiffer auf dem Ohio mehr: die Dampfboote haben ihnen den Garaus gemacht. Es wagte sich damals kein Weiker mit seinem Rachen in den Alleghany<sup>\*)</sup>. Ein Kaufmann, der die Reise nach Neu-Orleans antrat, galt für einen unerschrockenen Waghals. Es verging wohl ein Jahr, ehe er zurückkam, und dann staunten ihn die Leute mehr an, als jetzt einen Reisenden um die Welt. Zu beiden Seiten des Ohio war undurchdringliche Wildniß, und Neu-Orleans lag abgeschnitten von der ganzen civilisirten Welt, toto orbe divisa. Wie hat sich Alles um mich verändert! Aus der Wildniß sind blühende, fruchtbare Fluren geworden. Der Ohio wimmelt von Dampfmaschinen, und von den boat-men mit ihren Ruder-Kähnen wird bald nur noch in Märchen die Rede seyn. Wo man zur Zeit meiner Kindheit nichts sah, als die aus rohen Baumstämmen zusammengesammelten vereinzeltten Baracken der Soldaten, der Jäger, der versprengten Ansiedler, da sind volkreiche, gewerbfleißige Städte aufgestiegen. Ich habe es erlebt, daß Fahrzeuge von 300 Tonnen Last den Weg von Neu-Orleans nach Cincinnati in zwölf bis vierzehn Tagen, dann in zehn, endlich gar in nur acht Tagen zurücklegten. Ich habe binnen einer Woche mehrere hundert Schiffe, die zusammen über 4000 Tonnen hielten, in den Hafen zu Cincinnati einlaufen sehen. Das Alles haben die Künste und Erfindungen der Mechanik gethan; sie haben in weiniger als einem Menschenalter dem ganzen weiten Flußgebiete des Mississippi, des Ohio, des Missouri und ihrer Zuflüsse eine neue Gestalt gegeben, aus der Einöde des Urwaldes eine neue Welt voll jungen und triebkräftigen Lebens geschaffen. Es ist

\*) Einer der Quellströme des Ohio.

eine große, friedliche Revolution vorgegangen, die sich in äußeren Resultaten vielleicht noch folgenreicher bewährt, als die Erfindung der Buchdruckerkunst. Ein Ausdruck, der früher nur in der Bedeutung einer Hyperbel stand, sagt jetzt die baare Wirklichkeit an. Raum und Zeit sind überwältigt, sind für den Menschen verschwunden. Ueber eine Entfernung von tausend Meilen reichen sich Pittsburg und Neu-Orleans, von einem äußersten Ende des Ohio und Mississippi-Stromthales zum anderen, schweifterlich, nachbarlich die Hände. Zur Fahrt von Cincinnati nach Neu-Orleans gehörten sonst Anstalten und Vorbereitungen wie zu einer Reise um die halbe Erde; jetzt ist es ein Ausflug, der kaum drei Wochen in Anspruch nimmt. Das Alles habe ich werden sehen und bin unter den Söhnen des Westens noch einer der Jüngeren.“ (Schluß folgt.)

#### Bibliographie.

- Souvenirs d'une ambassade et d'un séjour en Espagne et en Portugal, de 1808 à 1811. — Von der Herzogin von Abrantes. 2 Bde. Anselot. Oeuvres complètes, précédées d'une notice sur sa vie et ses ouvrages. — 12 Fr.  
 Traité raisonné d'Equitation. — Von P. A. Aubert. 38 Abbildungen in Fol. 30 Fr.  
 Album du Jardin des plantes à Paris. — Von A. Baron. 15 Fr.  
 Recherches sur les arts et métiers, les usages et la vie etc. des anciens peuples de l'Egypte, de la Nubie etc. — Von Fr. Caillaud. 15te, 16te, 17te (und letzte) Pfg. 4. 24 Fr. Der Band Text 15 Fr.  
 Etudes pratiques et littéraires sur la Typographie. — Von G. A. Crapetlet. Fbl. 1. 8 Fr.  
 Vulcaïn. Recherches sur ce dieu, sur son culte etc. — Von T. B. E. David.

## R u ß l a n d.

### Philosophie des Whist.

(Schluß.)

Ein geistreicher Schriftsteller theilte die Bevölkerung Petersburgs in zwei Klassen: in Leute, die spielen, und in Leute, die nicht spielen. Diese Classification ist sehr richtig und würde selbst Cuvier zur Ehre gereicht haben: nur insofern ist sie unvollständig, als die zweite Klasse im Vergleich zur ersten gar zu geringfügig ist. Viel eher könnte man sagen, daß ganz Petersburg spielt. Was es dabei gewinnt, ist eine andere Frage. Hinsichtlich des Geldes werden im Allgemeinen Alle, welche Whist spielen, zuletzt Verlierer, wie glücklich sie auch gespielt haben mögen. Die Berechnung ist ganz einfach. Wir wollen annehmen, daß von vier Menschen Jeder 1000 Rubel mit der Bedingung in sein Portefeuille steckte, ein ganzes Jahr lang jeden Abend acht Robber und an Sonn- und Feiertagen zwölf zu spielen, — ein Verhältnis, welches in ganz Rußland angenommen und als unerläßlich betrachtet wird: sie verbrauchen 800 Paar Karten; indem sie den Dienern für jedes Paar Karten 5 Rubel zahlen, opfern sie denselben gerade 4000 Rubel im Jahre und bleiben alle Bier, die Glücklichen sowohl wie die Unglücklichen, mit leeren Taschen sitzen. Die eine Hälfte dieses Geldes, welches den Dienern gehört, nimmt seinen Weg nach Wirthshäusern und anderen „Anstalten“; die andere fließt in die Kasse der Alexandrossischen Fabrik, die das Privilegium auf Verfertigung der Spielkarten hat. Die jährliche Einnahme dieser Fabrik vom Verkauf der Karten beträgt in diesem Augenblick ungefähr 1,300,000 Rubel. Das spielende Rußland verliert mithin jährlich wenigstens 2,500,000 Rubel an seine Dienerschaft. Statistiker werden es vielleicht nachtheilig für den Staat finden, daß ein so großes Kapital nützlichen Productionen entzogen wird: wenn aber diese 2½ Millionen dem Staate 20 Millionen Thorheiten ersparen, deren die Spielenden in Reden und Thaten sich in den Stunden, die dem Spiel geweiht waren, schuldig gemacht haben würden? Wahrlich in solchem Fall dürfte man sich nicht 10 Millionen leid sein lassen! Und es läßt sich in dieser Hinsicht behaupten, daß das whistspielende Petersburg sehr viel gewinnt, und Moskau, wie man sagt, noch mehr.

Wir haben gesagt, daß das Whist dem Verstande ein weites Feld für Beobachtungen des Charakters und des Herzens der Menschen eröffnet. Die Wahrheit dieser Aeußerung liegt außer allem Zweifel. Jeder Mensch hat eine eigene Grimasse für deux, quatre oder cinq honneurs. Bei jedem Sterblichen glänzt das Auge anders beim Trumpf-Aß, anders verzieht sich der Mund bei sechs Atouts; die Stirn klärt sich auf oder bewölkt sich, je nachdem man gute oder schlechte Karten bekommt. Es giebt freilich gewandte Spieler, die sich ausdrücklich heuer zeigen, wenn sie recht schlechte Karten haben, und umgekehrt. Einem Scharfsichtigen sind sogar dergleichen Kriegslisten helle Lichtstrahlen: er ist überzeugt, daß die Augen — die Spiegel der Seele sind, daß die Gesichtsnerven, wegen ihrer Nachbarschaft mit dem Gehirn, dem ersten Eindruck des Angenehmen und Unangenehmen durchaus nicht widerstehen können; er fängt auf dem Anlitze der Spieler jenes augenblickliche Anstiegen innerlicher Gefühle auf, und nach zwei Robbern schon kennt er seinen Gegner genau. Ich behaupte, daß es keinen Menschen giebt, dessen Karten man, beim fünften oder sechsten Robber, nicht eben so gut auf seinem Gesichte zählen könnte, als wenn er sie vor uns auf den Tisch gelegt hätte. Nur ganz gewöhnliche Menschen sehen ihren Nachbarn geradezu in die Karte, und nur gemeine Spieler benutzen den Wiederchein von Spiegeln oder blanken Knöpfen, um fremde Atouts und Aßen zu zählen; der Mann von Geist strebt nach diesem Ziel nur auf psychologischem Wege hin, und man kann jederzeit auf die Richtigkeit seiner Beobachtungen bauen, wenn er nur zum Beobachter geboren ward.

Als ein schwer zu errathender Gegner ist nur derjenige zu betrachten, der nicht des Geldes wegen spielt, sondern mit dem Gelde: dergleichen Leute giebt es glücklicher Weise nur sehr selten in der Welt; man muß ein sehr edel denkender Mensch und von den erhabensten Gesinnungen seyn, um mit dem Gelde zu spielen; zum mindesten muß man eine ganz außerordentliche Erziehung genossen haben, eine Begünstigung, die erstaunlich selten unter gewissen Breiten-Graden zu finden ist, wo das männliche Geschlecht im Allgemeinen eine unbeschreibliche moralische Haus-erziehung erhält. Daher geben auch ausländische Karten-Künstler zu, daß nichts leichter sey, als von Leuten, die unter solchen Breiten-Graden geboren wurden, im Kommerz-Spiel zu gewinnen, oder, was emerlei ist, ihre Karten zu errathen. Für letzteren Fall sind überall die passendsten Leute diejenigen, die sich im Whist über die Fehler ihrer Partner ärgern und ihnen zeigen, daß sie schlecht gespielt haben: jedes Wort, jede ungeduldige Bewegung, jeder Vorwurf wird ein leuchtender Leit-Stern für den aufmerksamen Beobachter; er lernt unser System kennen, unsere Gewohnheiten, unsere Logik und unsere Karten, und leitet dann das Spiel, wie er will. Leider ärgert man sich nirgend mehr bei den Karten als im kalten Rußland, dieser Mutter sehr glänzender, aber höchst reizbarer von Leidenschaften beherrschter Söhne. Ich kannte in meinen jungen Jahren einen sehr guthmüthigen achtbaren alten Mann, der zu seiner Zeit noch in Petersburg für einen der ersten Whistspieler galt, sich aber, seines hohen Alters wegen, von seinen Geschäften aufs Land zurückgezogen hatte, um im Schooß seiner zahlreichen und liebenswürdigen Familie den Rest seines Lebens zu verspielen, bis der Tod es mit einem großen Schlemm endigte. In Ermangelung anderer Spieler spielte er jeden Abend mit seinen Söhnen und Schwieger-Söhnen eine Partie Whist und ging bei einem Fehler in seinem Zorn so weit, daß er die Karten hinwarf, dem ungeschickten Sohn suchte, ihn aus dem Hause jagte, ihn mit Enterkung drohte u. s. w. In einem solchen Abend fand man das ganze Haus in Thränen und Verzweiflung. Am nächsten Tage setzte sich der gute Alte wieder an den Spieltisch, um mit dem verbannten Sohne zu spielen, als ob nichts vorgefallen wäre, und blieb heiter und zärtlich mit seinen Kindern bis zum ersten Fehler seines Partners.

Wenn dieser ziemlich allgemeine Mangel an Erziehung höchst vortheilhaft für diejenigen ist, die den edlen Zweck haben, ihren Nächsten das Geld abzugewinnen, so muß man andererseits eingestehen, daß er das Whistspiel sehr unangenehm für unser Klima macht. Am meisten beklagenswerth ist es, daß sogar unsere liebenswürdigen Damen, so wie Männer der besten Gesellschaft, beim Whist nicht immer zu erragen sind. Mit der Zeit aber wird sich dies geben: die Aufklärung schreitet mit Riesenschritten vorwärts, und in einem halben Jahrhundert wird das glückliche Rußland von Kosa bis Bender nur mit beaux-joueurs bevölkert seyn.

Werden aber seine Bewohner glücklich im Whist seyn? Das ist die wichtige Frage! Bisher klagen Alle über das Unglück, von dem sie verfolgt werden. Giebt es in der That Glück oder Unglück im Whist? Wir antworten hierauf entschieden — Nein! Darin eben besteht der große Vorzug des Whist, daß es nicht möglich ist, in einer bedeutenden Zahl von Robbern zu verlieren. Sehr geschickte Mathematiker haben sich mit Berechnung der Wahrscheinlichkeiten in mehreren Spielen beschäftigt, namentlich der berühmte Ampère. Andere Männer haben diese Berechnungen praktisch bestätigt. Es hat sich ergeben, daß man unter 1000 Fällen des Kartengebens beim Whist immer auf 500 gute und 500 schlechte rechnen könne, das heißt, daß beide Theile im Laufe von 1000 ausgegebenen Spielen eine gleiche Anzahl von Atouts und Figuren mit gleich vortheilhafter oder unvortheilhafter Verteilung der Karten erhalten werden. Man kann daher, wenn man vier gleich gute Spieler voraussetzt, 1 gegen 39 wetten, daß in 1000 ausgegebenen Spielen nichts oder fast nichts verloren werde. Woher kommt aber nun das beständige Klagen über Unglück? Die Erklärung ist höchst einfach: Diejenigen, die sich beklagen, führen entweder kein regelmäßiges Spiel-Konto, oder haben nicht Geduld genug, einen glücklicheren Abend zu erwarten, der den Verlust wieder ersetzt, oder rechnen endlich nicht als Gewinn, was sie den Dienern zahlen, — und das ist unerläßlich. Angenommen, wir hätten unser ganzes Leben hindurch sehr glücklich gespielt und machten vor unserem Tode eine genaue Berechnung unserer Gewinne und Verluste, so werden wir gewiß finden, daß wir 10 oder 12,000 Rubel gewonnen und sie dennoch nicht besitzen. Wohin kam aber dieses Geld? Die Bedienten haben es, weil, wie bereits erwähnt, wir an dieselben jährlich ungefähr 2,500,000 Rubel verlieren.

Das Wort „Unglück“ ist mithin ein leeres Wort! „Im Whist giebt es kein Glück“, sagt ein großer Philosoph, „sondern nur die Geschicklichkeit, sein Geld zu vertheidigen.“ Diese stützt sich lediglich auf einige höchst einfache Grundsätze: 1) Sich nicht ärgern, nicht streiten und im Whist nicht sprechen, weil sachkundige Leute sogleich uns, unsere Karten und unser Spiel-System errathen. 2) Die Karten nicht nach den Farben zu ordnen: dies zeigt erstlich einen Mangel an Gedächtniß, und zweitens zählen geschickte Spieler sogleich, wie viel Karten von jeder Farbe man in der Hand hat. 3) Die Karten so halten, daß auch der scharfsichtigste unserer Gegner sie nicht errathen könne. 4) Ein so viel als möglich gleiches Spiel spielen: wer immer um 5 Rubel das Point spielt und plötzlich in außerordentlichen Fällen sich auf ein Spiel von 5000 Rubeln das Point einläßt und drei Robber verliert, der wird gewiß bei seinem gewöhnlichen Spiel diesen Verlust nicht in 2000 Jahren wieder einholen.

Anderer Geheimnisse giebt es im Whist nicht. Die aus der

Kennntniß oder Nicht-Kennntniß sogenannter Regeln des Ausspiels und des Durchlassens entspringenden Chancen sind immer dieselben, weil es der wirklich guten Spieler in der Welt nur sehr Wenige giebt, und vollkommen gute gar nicht. Nur ein Whist-Genie kann ein wahrhaft guter Spieler seyn. Diejenigen, die sich als solche ausgeben, machen unstreitig im Laufe einer gewissen Zeit eben so viele grobe Fehler durch ihr übertrieben feines Spiel, als Andere aus Unkenntniß der Regeln, und gegen große den Gegnern zugefallene Spiele hilft auch die größte Kunstfertigkeit nicht. Ein wahrhaft geschickter Spieler ist derjenige, der bei Gewinn und Verlust vollkommen gleichgültig bleibt und ein ungewöhnlich gutes Gedächtniß besitzt. Gedächtniß und Kaltblütigkeit, ohne welche das erstere sich nicht geltend machen kann, bilden die ganze Wissenschaft des Whist. Wenn Jemand, der sich einen großen Kenner des Spiels nennt, nicht im Stande ist, nachdem zwölfmal ausgespielt worden, die vier in den Händen nachbleibenden Karten zu nennen, so sey ihm gerathen, lieber Actien zur Eisenbahn zu nehmen und seine Bereicherung eher von diesen zu erwarten, als von seiner Geschicklichkeit im Whist. Derjenige, der sich aller Karten erinnert, von der ersten bis zur dreizehnten, der ferner mit großer Aufmerksamkeit spielt und die Gabe besitzt, seine Mitspieler zu durchschauern, deren Lieblingsregeln zu erforschen und, wenn es möglich ist, dessen Karten jeder Farbe, so wie er sie ordnet, zu zählen, der nur ist im Stande, das Spiel wirklich zu leiten: ein solcher Spieler aber ist über jede Regel erhaben, er macht für jedes Spiel seine eigenen bis jetzt in der Welt nicht bekannten Regeln geltend; wie ein Souverain herrscht er über jene kleinen Geister, und dem Kolos von Rhodus gleich, läßt er seine unbedeutenden Gegner durch seine Beine schlüpfen, indem er ihre Taschen leert. Ein großartiges, entzückendes Schauspiel!... Dazu aber ist notwendig, daß der Partner eines solchen Genies im Stande sey, dessen erhabene Pläne zu begreifen. Aber leider trifft es sich oft, daß dem Genie ein sehr einfacher Spieler zum Partner wird. Dazu rechne man die Fehler, deren sich jedes Genie zu Schulden kommen läßt, und namentlich in entscheidenden Augenblicken, und man wird leicht zugeben, daß die wahre Kunst im Whist fast nicht zu erreichen ist, oder wenigstens nicht immer vom Schlemm rettet. In Petersburg gab es einen großen Spieler, den Baron Sch... der wirklich die letzten vier Karten bei jedem Spiel nennen konnte. Einst traf es sich, daß er und sein Partner deux Honnours hatten (Dame, Hube und Zehn), nebst zwei Affen mit drei anderen Figuren, und dennoch — groß Schlemm wurden! Der ehrenwerthe Baron gerieth dergestalt außer sich über sein Unglück, das übrigens durch sein eigenes feines Spiel und theilweise durch die Ungeschicklichkeit seines Partners veranlaßt ward, daß er, nach Hause gekommen, das ganze Spiel auf einen Tisch ausbreitete, es zwei Stunden lang betrachtete und alsdann dem Unterfutter seines Mantels anheften ließ. Am nächsten Tage machte er einen Spaziergang in der Newskischen Perspektive. So oft er einem Bekannten begegnete, befragte er ihn in wehmüthigem Ton um seine Meinung vom Wetter, knüpfte ein Gespräch über den Rheumatismus an, ergriff dann plötzlich seinen Freund am Arm und führte ihn unter den Thorweg eines benachbarten Hauses. Hier lästerte er geheimnißvoll die Hälfte seines Mantels und sprach, mit der rechten Hand auf die angehängten Karten zeigend, mit großer Lebhaftigkeit: „Sehen Sie, mein Theuerster, welches Spiel ich gestern verlor! Haben Sie je von solchem Unglück gehört? Mit diesem Spiel hat man mich groß Schlemm gemacht.“ Sieben Monate lang trug der Baron sein unglückliches Spiel in der Newskischen Perspektive und an allen Quais herum; ja zuletzt brachte er es sogar an die Börse, bis er endlich in Folge einer Erkältung starb, nachdem er seinen Erben geheißen, den Mantel mit den Karten im Saal seines Hauses aufzubewahren, als Erinnerung an das merkwürdigste Ereigniß in den Annalen des Whistspiels. In den sogenannten „Whist-Notizen“, die er hinterlassen, fanden sich unter anderen folgende Bemerkungen: 1) Schlägt Jemand im Kartenspiel mit der Hand auf den Tisch, um seinem Ausspiel mehr Energie zu geben, so sey man überzeugt, daß entweder sein Vater oder sein Großvater ein kaiserlicher Lieferant war. 2) Es giebt Leute, die, wenn sie Karten geben, ihre Finger am Munde anfeuchten: dergleichen Leute sollten Whist mit Kutschern spielen. 3) Manche spielen immer Atout, zu rechter und zu unrechter Zeit: solche Leute sind gefährlich; man kann dreist annehmen, daß ihnen nichts heilig ist. 4) Dagegen spielen Andere niemals Atout: ich habe bemerkt, daß diese in der Regel den Tod fürchten. (b. A. 4.)

## Bibliographie. Werke in russischer Sprache:

- Eberdowski, eine klein-russische Erzählung von Stepan Karpenka. Rom und Karthago. Dramatisches Gedicht in 5 Acten.  
Sammlung von Romanen, Liedern und Gedichten von Pugowoschnikoff.  
Erzählungen des Eremiten von Salopansk. Von Iwan Vetroff.  
Der Dichter und die Schauspielerin. Von Paul Dovoif.  
Das vittorelle Russland. Von W. Filimonoff.  
Geschichte der ersten dreißig Jahre Odesa's. Von A. Stalkowski.  
Poetische Erzählungen. Von A. Martynoff.  
Versuche in Versen der Wärsinger Schachowoi.  
Gedichte von Anna Smirnowa.  
Ein Opfer des Zufalls. Von Alexander Nikitin.  
Novellen von Vustelgin.  
Ueberfälle der Savoyaner. Ukrainische Scenen aus den Zeiten der Hettmannie. Von A. ... ra...  
Die Braut des Todes oder Liebe und Stolz. Roman aus den Ereignissen der Jahre 1812 und 1813.  
Tschari oder einige Scenen aus ukrainischen Volksliedern. Von Kirilla Topoli.

Während wir auf der einen Seite in der Leidenschaft des Königs für seine neue Favoritin und in seinem Entschlusse, die Ehescheidung von Katharine auszuwirken, eine der secundären Ursachen der Reformation in England erkennen, dürfen wir andererseits nicht außer Acht lassen, daß gerade um diese Zeit auch mancherlei andere Begebenheiten zusammentrafen, um den Geist der Unruhe, der Forschung und der Nichtbefriedigung in dem öffentlichen Leben in ganz Europa zu wecken, einen Geist, der ohne Zweifel zu einer großen Umwälzung führen mußte. Die zeitliche Macht und die geistige Unfehlbarkeit des Papstes hatten bereits einen sichtbaren Stoß bekommen. In demselben Collegium, welches Wolfen zur Vertheidigung der Römischen Kirche errichtet hatte, wurden jetzt die Lehrmeinungen Luther's gehegt und vertheidigt. In fast jedem Europäischen Staate war man davon abgekommen, die Päpstliche Macht mit der ihr bis dahin gezollten Ehrfurcht zu betrachten. In Italien und ganz besonders in Rom waren die geheimen Mißbräuche dieses Regiments aufgedeckt; es war anerkannt, daß die Orthodorie und Rechtgläubigkeit dieses Landes mehr auf Rechnung des Eigennuzes als einer höheren Ueberzeugung zu bringen war. In Frankreich waren die Protestanten unter der Begünstigung der Königin von Navarra gewachsen. In Spanien ward der Papst als ein des Irrthums fähiges Oberhaupt betrachtet; man unternahm Appellationen von seinem Aussprache an ein allgemeines Concilium, — während in Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden die neuen Lehren bereits allgemein gelehrt und mit Begeisterung vertheidigt wurden. Alle diese Umstände hatten augenscheinlich den Weg zu großen Veränderungen angebahnt.

Eine durch Opposition gereizte Ungeduld, ein ungestümes Verlangen, der raschen Erfüllung seiner Wünsche entgegen zu eilen, waren hervortretende Züge in der Seele des Königs. Daß er hinsichtlich der Ehe mit seines Bruders Witwe Bedenkllichkeiten gehegt hatte, als die Sache zuerst in Anregung gebracht wurde, ist gewiß; daß ihnen sein Vater einige Haltung gab, ist ebenfalls klar. Aber die Versicherungen der Prinzessin selbst, der Umstand, daß keine Aussicht zu einem Kronerben da war, und vor Allem die Päpstliche Dispensation beruhigten so ganz und gar sein Gewissen, daß das Wiedererwachen dieser Skrupel nach einer so langen Zeit unerklärlich werden mußte, wenn wir nicht den geheimen Schlüssel zu allen diesen Thatsachen in seiner Leidenschaft für das junge Ehrenfräulein Anna Boleyn besäßen.

Während Wolfen's Abwesenheit auf dem Continente hatte der König das Gutachten einiger Gelehrten und Kanonisten eingeholt. Da er der scholastischen Theologie ergeben war, wendete er sich wieder zum Studium seines Lieblingschriftstellers, des Thomas von Aquine; er sammelte bei seinem Fortschreiten in diesen Studien immerfort Excerpte, die er dann in die Form einer besonderen Abhandlung verarbeitete. Einleitend war das frühere Motiv seiner Schriftstellerei gewesen; eine briefliche Korrespondenz, welche er im Laufe der Ausarbeitung dieses Werkes mit Anna Boleyn führte, beweist aufs deutlichste, daß er jetzt aus noch niedrigeren und selbstschätigeren Motiven seine Feder wieder aufnahm. Dieses Urtheil findet in einem von den Briefen, in welchem er seines Buches erwähnt, hinlängliche Bestätigung. Der Brief lautet:

„Mein süßes Liebchen! Diese Zeilen sollen Euch von der großen Wehmuth benachrichtigen, in welche ich seit Eurer Abreise versunken bin; denn ich versichere Euch, die Zeit scheint mir seit Eurer Abreise viel länger, als es vor 14 Tagen der Fall war. Ich glaube, Eure Huld und die heftige Gluth meiner Liebe haben das veranlaßt; nie hätte ich geglaubt, daß ich mich um einer so kurzen Frist willen so abhärten könnte. Aber nun, da ich zu Euch komme, scheint mir meine Pein schon halb gehoben: auch bin ich insofern recht wohl getroffen, als mein Buch zum Besten meiner Sache äußerlich an Umfang gewinnt. Am heutigen Tage habe ich elf Stunden auf das Schreiben desselben verwendet, was mich denn auch veranlaßt, diesen Brief an Euch kürzer zu fassen, weil ich einiges Kopfweh habe.“

Der König, dem seine Streitschriften und seine brennende Liebe Kopfweh machten, fährt nun weiter fort in Ausdrücken, die zu undeutlich sind, als daß wir sie hier niederschreiben könnten; er schließt zuletzt mit der Erklärung, daß er „Anna Boleyn's gewesen sey, sey und seyn werde.“

Ein anderer von diesen Briefen ist wichtig, weil wir daraus die Thatsache erkennen, daß der reizende Gegenstand seiner Liebe, obwohl standhaft in seinem Entschlusse, sich nicht zur Maitresse des Königs herzugeben, nichtsdestoweniger sich angelegen seyn ließ, seine Neigungen, in der Hoffnung, den Thron mit ihm zu theilen, anzufeuern und zu erhöhen. Sie hatte dem Könige als Geschenk ein Kleinod übersendet, für welches er seinen Dank in folgenden Ausdrücken anspricht:

„Für ein solches Geschenk, das, wenn ich Alles zummen nehme, an Werth seines gleichen nicht hat, sage ich Euch meinen innigsten Dank, und nicht bloß für den köstlichen Diamant und das Schiff, in welchem das einsame Mädchen urgeworfen wird, — sondern auch noch ganz besonders für die schöne und sinnige Deutung, wie auch für die nur zu tief denrühige Ergebenheit, welche Eure Huld gegen mich an den Tag legt. Denn

\*) Aus Zoller's History of Henry VIII. Bgt. Nr. 3 des Magazins.

ich dachte, es müßte mir sehr schwer werden, dieser Demuth mich würdig zu machen, wenn ich nicht durch Euer Zartgefühl und durch Eure Gunst unterstützt würde; diese habe ich mit allen Dienstleistungen, die im Bereiche meiner Macht liegen, zu bewahren gesucht; ich suche sie und werde sie suchen; das will ich zu dem Zielpunkte meines Strebens, und meiner Hoffnungen machen, wie es denn auch nicht anders paßt zu dem Motto: „Aut illuc aut nullibi“ — Die Erweisungen Eurer Zuneigung sind so innig, daß ich mich auf immer zu Liebe und Achtung und zum aufrichtigen Dank gegen Euch verpflichtet fühle, indem ich Euch inständig ersuche, in Eurem festen und unwandelbaren Vorsatze fortzufahren und Euch, was mich angeht, versichert zu halten, daß ich Euch nicht nur eine erfolgreiche Vergeltung beweisen, sondern auch, daß ich Euch wo möglich an Treue und Ergebenheit der Gesinnungen noch übertreffen werde. Wenn ich Euch jemals auf irgend eine Weise beleidigt habe, so bitte ich, gewährt mir die Verzeihung, auf welche Ihr für Euch Anspruch macht; ich versichere Euch, daß hinfort mein Herz Euch ganz allein angehören soll — ich wünschte nur, das auch von meinem Leibe sagen zu können —; Gott laß es so fügen, wenn es ihm gefällt, zu dem ich täglich darum bitte, in der Hoffnung, daß er meine Gebete endlich erhören werde. Ich wünschte, die Zeit möchte kurz seyn, allein sie wird mich lang dünken, bis wir uns wiedersehen. Geschrieben von der Hand des Brieffstellers, der in Leib, Herz und Willen ist Euer treuer und ergebenster Diener H. „Kein anderes Herz. A. B. sucht der König.“

Nachdem Wolsey von seiner Gesandtschaft nach Frankreich zurückgekehrt war, verhandelte Heinrich weiter mit ihm über die „geheime Angelegenheit“ (diesem Namen hatten ihr die eingeweihten Personen gegeben, welche Heinrich über den Plan einer Ehescheidung von seiner Gemahlin und der Vermählung mit Anna Bolenn zu Rathe gezogen hatte). Der Kardinal war längst mit den Zweifeln des Königs von der Legalität seiner Ehe bekannt, und so lange er noch den Wunsch hegte, daß sein Herr sich mit einer Französischen Prinzessin verbinden möchte, war er keinesweges abgeneigt gewesen, den Plan einer endlichen Scheidung noch zu begünstigen. Allein die Intention des Königs, eine von seinen Unterthanen zu heirathen, ein Fräulein so tief unter dem königlichen Range, — ein Fräulein, welches sich einzig und allein durch die Reize ihrer Schönheit und ihrer Talente empfahl — erfüllte den Minister, als es ihm plötzlich mitgeteilt wurde, mit Staunen zugleich und Schrecken. Er fiel vor seinem Monarchen auf die Kniee, er bemühte sich aufs Aeußerste, ihn von einem Entschlusse abzubringen, von dem er, wie vorauszu sehen, die unheilvollsten Folgen erwartete. Indes blieb Heinrich unerbittlich, und der Kardinal, durch lange Erfahrung mit der Gemüthsbeschaffenheit seines Herrn bekannt, verbiß seinen Unmuth und schien mit ganzer Seele in die Absichten Heinrich's einzugehen.

Die Abhandlung des Königs, in welcher er seine Bedenklichkeiten aus einander setzte, wurde nun dem Thomas Morus vorgelegt, der aber in dieser Angelegenheit eine Stimme zu geben ablehnte, weil er nicht dem theologischen Fache angehöre. Der König inzwischen bewog ihn, mit den Bischöfen von Durham und Bath zu konferiren, und gestattete ihm die zur Abfassung eines Urtheils erforderliche Zeit. Morus, der im Voraus sah, wie schwer es halten müßte, einen genügenden und unparteiischen Bericht von einem der Prälaten und von den Gliedern des Geheimen Rathes-Kollegiums zu erhalten, stellte dem Könige bei seiner nächsten Audienz vor: „ob er nicht mit solchen Gewährsmännern rathschlagen wolle, die weder aus Rücksicht auf ihre weltliche Stellung, noch auch aus Furcht vor Seiner königl. Majestät geneigt seyn möchten, ihn zu täuschen.“ Heinrich forschte weiter, wen er im Sinne habe, und wurde einigermassen mißvergnügt, als er statt lebender Autoritäten an Hieronymus, Augustinus und die Kirchenväter verwiesen wurde. Indes hatte der gelehrte Ritter diesen Rath mit so vieler Weisheit angebracht, daß seine Ausflucht gnädig aufgenommen und er für den Augenblick dispensirt wurde.

Am 10. Dezember 1527 erlangte Papst Clemens VII., der von der Kaiserlichen Armee eine Zeitlang in der Engelsburg eingeschlossen gehalten war, in Folge eines mit dem Kaiser geschlossenen Vergleichs seine Freiheit wieder, indem er versprach, den Absichten des Kaisers auf Mailand und Neapel nicht mehr entgegenzuwirken, sogleich 93,000 Dukaten und hernach noch dreimal so viel zu bezahlen, und den zehnten Theil der sämtlichen kirchlichen Einkünfte seiner Staaten dem Kaiser zu verwilligen. Der Papst hatte nach dieser Gefangenschaft kaum wieder angefangen, auf seinem Landstige in Orvieto frei zu athmen, als er von Englischen Gesandten besucht wurde, welche ihm zur Wiedererlangung seiner Freiheit ihre Gratulationen überbrachten und dann zu den Eröffnungen über die Angelegenheit der Ehescheidung, welche den eigentlichen Zweck ihrer Sendung ausmachte, übergingen.

Nichts konnte ihm unangenehmer und unbequemer kommen; denn während seiner Einschließung in der Engelsburg hatte Kaiser Karl V. von ihm das Versprechen erhalten, „daß er, ohne zuvor mit diesem zu konferiren, in keine Verhandlung willigen werde, welche die Rechte der Königin von England beeinträchtigen könnten.“ Und der Papst, obgleich für den Augenblick seiner persönlichen Freiheit wiedergegeben, sah doch noch die Kaiserlichen Truppen im Besitze seiner Hauptstadt und in seinen Staaten einquartiert.

Die Englischen Geschäftsträger legten ihm zwei Dokumente vor, deren Unterschrift sie im Namen Heinrich's dringend begehrten. Das eine dieser Papiere enthielt eine Kommission, kraft deren dem Wolsey befohlen wurde, in den Angelegenheiten der Ehescheidung zu vernehmen und Urtheil zu sprechen; das andere enthielt eine Dispensation, vermittelt deren dem Könige frei gegeben wurde, in ein neues Ehebündniß einzutreten.

Se. Heiligkeit hatte nun den redlichsten Wunsch, sich den König Heinrich verbindlich zu machen, der sich bisher als gläubiger Sohn der Kirche gezeigt; von der anderen Seite aber nahm er Anstand, besonders wenn er die fast unvermeidliche Unzufriedenheit in Erwägung zog, welche er durch seine Bereitwilligkeit auf sich laden mußte. Gleichwohl setzte er sich zuletzt über alle Bedenklichkeiten hinweg; er willfahrte den Gesandten und unterzeichnete die erwähnten Papiere.

Bei dieser Gelegenheit überreichten Gardiner und Fox die Abhandlung des Königs über die beabsichtigte Ehescheidung dem Oberhaupte der Kirche. „Am folgenden Tage“, erzählt der Englische Gesandte, „kamen wir Nachmittags zu der bestimmten Stunde zu dem Papste und überreichten ihm das Buch des Königs. Er schlug es sogleich auf, um darin zu lesen; anfangs blieb er stehend, dann setzte er sich auf eine Bank nieder, die mit einem alten nicht zwanzig Pence werthen Ueberzuge bedeckt war. Indem er so das Buch in seinen Händen hielt, las er zuerst den Brief, dann den letzten auf das Gesetz bezüglichen Theil des Buches, ohne zu gestatten, daß ihm dabei irgend Jemand zur Hand seyn dürfe; er merkte sich die Gründe, wie sie nach einander folgten, und machte seine Bemerkungen über die Gegenantworten, welche er nachher fand; zuletzt ließ sich seine Heiligkeit lobend über das Buch aus. . . . er schien befriedigt und fragte, ob des Königs Hoheit vielleicht der Königin zu irgend einer Zeit diese Angelegenheit eröffnet habe, oder nicht? Wir antworteten: Ja, und daß die Königin sich selbst zufrieden erklärt habe, dem Richterstuhle der Kirche sich zu unterwerfen.“

#### Bibliographie.

Anglo-India. (Das Britische Ostindien in socialer, moralischer und politischer Hinsicht.) 3 Bde. 27 Sh.  
Illustrations etc. (Die Sitten der Lugs in Ostindien, ausführlich dargestellt.) 15 Sh.

### Mannigfaltiges.

— Pariser Theaterjahr. Im Jahre 1837 kamen auf sämtlichen Bühnen der Französischen Hauptstadt 292 neue Stücke zur Aufführung, fünf weniger als im Jahre 1836. Am fruchtbarsten waren die Monate März und Juli, von denen jeder 28 neue Stücke, also fast an jedem Tage eines brachte. Im Frühjahr und im Sommer, wo sich selbst die Pariser zuweilen von den Reizen der Natur verfahren lassen, tritt das Theater durch den Reiz der Neuheit in eine gewisse Konkurrenz mit diesen, weshalb denn die größte Production gerade in diejenige Zeit fällt, zu der an vielen anderen Orten die Schauspieler Ferien zu haben pflegen. Die vier königlichen Bühnen in Paris, nämlich die große Oper (Académie Royale de Musique), das Theatre Français, die komische Oper und das Italienische Theater brauchen sich natürlich weniger mit dem Einstudiren neuer Stücke anzustrengen, als die vielen lediglich auf die Gunst des größeren Publikums angewiesenen Privat-Bühnen. Unter den letzteren sind es wiederum die eigentlichen Vorstadt-Theater, welche die meisten Neuigkeiten bringen, und man könnte beinahe den Rang der verschiedenen Pariser Bühnen nach der Zahl der neuen Stücke bestimmen, die sie jährlich zu bringen gezwungen sind. Im vorigen Jahre eröffnete das Theater der Porte St. Antoine mit 34 Neuigkeiten den Reigen, der von der großen Oper mit drei Stücken\*) geschlossen wurde. Das Italienische Theater brachte 3 neue Opern, die komische Oper 7 und das Theatre Français 11 größere und kleinere Dramen. Hiernächst kamen das Theater der Porte St. Martin mit 15, das des Palais-Royal mit 20, das Gymnase mit 23, die Variétés mit 24, das Pantheon mit 25, das Vaudeville mit 27, das Ambigu mit 28, die Folies Dramatiques mit 29 und die Gaité mit 30 neuen Stücken. Von den Kinder-Theatern des Hrn. Comte u. A. wird die Zahl der Neuigkeiten nicht besonders angegeben, obwohl diese in der Totalsumme mitgezählt worden sind. Unter den neuen Stücken haben am meisten gefallen: in der komischen Oper „der schwarze Domino“ von Scribe und Auber, im Italienischen Theater „Lucia di Lammermoor“; im Theatre Français: „die Kamaraderie“, „die Rechte der Frau“, „das unbekanntes Meisterwerk“ und „das Schloß meiner Richte“; auf den übrigen Theatern: „La comtesse du tonneau“, „le père de la debutante“, „Suzanne et Sazette“ u. a. Von den Theaterdichtern war im vorigen Jahre Hr. Theaulon mit 13 Stücken der fruchtbarste; demnächst kamen die Herren Anicet und E. Desnoyers mit 11, Bayard, Dupont und Lubize mit 10; Eoguard mit 9, Scribe mit 8, Dennery, Simonin, Banderburch, Desverger und Varin mit 7, Duvert, Lausanne, Nelesville, Maillon und Granger mit 6, der vielen Andern, die unter sechs gefiebert haben, nicht zu gedenken. Die musikalischen Neuigkeiten des Jahres 1837 waren von Auber, Monpon, Grisard, Thomas, Adam, Onslow, Prevost, Niedermeyer und Ronfort.

\*) Die Oper „Stradella“ und die Ballette „die Mohikaner“ und „die metamorphosirte Sage“.